

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 2

Artikel: Österreich : Versuch einer Deutung
Autor: Zürcher, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161214>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Österreich — Versuch einer Deutung

RICHARD ZÜRCHER

Von den Ländern der westdeutschen Bundesrepublik wie von den deutschsprechenden Teilen der Schweiz in eigener Weise distanziert, offenbart sich in Österreich ein anderes Deutschland. Die Sprache ist dem Wortschatz nach fast die gleiche und klingt doch anders; das Land wirkt in vielen Zügen den westlichen Gebieten verwandt und ist von diesen doch wieder in einer besonderen Weise verschieden. Manches vom Rhythmus einer sonst längst entschwundenen Zeit scheint hier weiter zu klingen, und Dimensionen öffnen sich, die anderswo bereits verschüttet sind. — Die Landschaft ist bebaut und gegliedert in einer engumhagten Innigkeit, und doch spürt man schon die Weite des europäischen Ostens, so wie das Deutsche sich hier in einer versöhnlicheren Weise als im herben Preußen dem Slawischen öffnen konnte und aus der Nähe Italiens zu Zeiten die stärksten künstlerischen Impulse schöpfte.

Mehr als in anderen Ländern scheint in Österreich das Reale mit dem Unwirklichen verbunden. Der Alltag ist zwar auch hier zunächst so wirklich wie anderswo und doch oftmals unterlegt von einem eigentümlichen Grundton. In den scheinbar nüchternen Dingen schläft ein heimliches Lied; Tag und Traum vermählen sich geheimnisvoll, so wie die klar geordneten Bereiche der Vernunft immer wieder vom Gefühl umwogt sind. — Man muß um diese Verwobenheit von Gegensätzen wissen und ebenfalls um den besonderen Zug zum Irrealen und Traumhaften, um sich dem Zauber und den Lockungen, doch auch der Problematik österreichischen Wesens ganz zu öffnen.

*

Die Landschaft Österreichs ist von einer eigentümlichen Intimität, welche nur in den Hochalpen in die Majestät ragender Gipfel und schimmernder Firne übergeht. Sonst aber sind in Österreich auch die Berge von etwas anderer Art als in den Zentral- und Westalpen; in den Felsen oft zu pittoresken Formen gegliedert, wie im Tirol und im Salzburgischen, oder sanfter verlaufend, wie in den Waldkuppen Kärntens und der Steiermark. Wie der ganze, in den Tauern noch so großartige Alpenwall nach Osten zu in immer weichere Waldgebirge zerfließt und in den Höhen des Wienerwaldes seinen lyrischen Ausklang findet, gehört ebenfalls zu den Erlebnissen der österreichischen Landschaft.

Der überwiegende Teil des heutigen Österreich ist, wenn nicht durch den Charakter des Alpenen, so doch durch jenen des Voralpinen geprägt. Tannen

und Föhrenwälder, in die sich oft die Birke mischt, geben dem Alpenvorland oft einen herben Zug. Buchen und Ahorn wachsen in freieren und dennoch dichteren Gruppen; sie zeichnen die Landschaft in innigerer Weise als weiter draußen in den Ebenen. — Dazu kommen die Wasser, deren rascher Fluß den meisten Städten ein gleichfalls naturnahes Gepräge schenkt: der Inn bei Innsbruck, die Salzach in Salzburg und die Mur in Graz, doch auch die Drau vor Villach und die Enns in Steyr. — Im Unterschied zu diesen rasch dahinströmenden Bergwassern gleitet die Donau in majestätischer Breite an Linz vorbei, grüßt die Stifte, Städte und Schlösser der Wachau und verliert sich, vom Wiener Kahlenberg aus gesehen, als breites Band in der Weite des Marchfeldes, das bereits ein Vorspiel der Ebenen Ungarns ist. Die Donau ist vor den anderen zum Schicksalsfluß von Österreich geworden; in ihrer ursprünglicheren Schönheit und ihrer mütterlichen Majestät unterscheidet sie sich sehr vom «Vater Rhein» und dessen etwas gemachter Romantik und ruft nach der ebenfalls mütterlichen Gestalt der Kaiserin Maria Theresia.

Alle diese Flüsse nehmen ihren Lauf nach Osten, nicht einem nahen Meere zu, sondern hinein in das Innere Europas, um in der Donau vereint schon den Orient zu erreichen — auch darin ein Symbol des alten Österreich.

Zum Wesenszug des Alpenländischen gehört das Kleinteilig-Intime, das den einzelnen Landschaftsräumen etwas Geborgenes verleiht: Wien ruht im Halbkreis seiner Rebberge und Wälder; über Innsbruck steigen weniger drohend als schützend die felsigen Grate der Nordkette empor; Salzburg ist umstanden von schönen und markanten Bergformen. Aber auch Graz und Klagenfurt sind von waldigen Gebirgen umhegt. Engpässe und Schluchten, doch auch flachere Senken trennen die einzelnen Landschaftsräume und verstärken deren Geschlossenheit. Doch so heimatlich geborgen die Schönheit der einzelnen Landschaft auch ist, so ruht doch keines dieser Gebilde ausschließlich in sich selbst, sondern lebt fast immer zugleich aus dem Bezug zu einem anderen. So, wenn hinter den Wänden der Karawanken bereits Südslawien liegt, nicht völlig abgetrennt, sondern sehr real mit seinem Volkstum die Bergscheide überflutend und das Tal der Drau hinaufdringend. Oder es ist der Süden, vor dessen Himmel die Zacken und Zinnen der Tiroler Berge stehen und dessen Licht hell und stark über die Senke des Brenners strömt. Aber auch die Nordkette erhebt sich über demselben Innsbruck, wie um das Laute und Kraftprotzende des robusteren Nachbarn wenigstens noch etwas abzuhalten. — Doch ebenfalls in den linden Hügeln der Südsteiermark oder in den kargen Höhen des Mühl- und Waldviertels ist es ein beides: das eigene, innig Heimatliche und das Hereinwehen der Fremde, die hier durch keine starke natürliche Grenze abgehalten wird. Völlig fehlt schließlich eine solche Grenze im «Burgenland», dessen flacher werdende Hügel östlich und südlich des Neusiedlersees in die Ebenen Ungarns übergehen.

*

Wir kennen diese Vereinigung von Begrenztheit und Weite auch in der Schweiz, wo die landschaftlichen Übergänge zu an sich verwandten Nachbargebieten oft ebenfalls sehr flüssig sind und sich die politischen Grenzen keineswegs mit den geographischen, ja nicht einmal mit den sprachlichen decken. In Österreich dagegen sind die heutigen politischen Grenzen nicht das Ergebnis einer jahrhundertealten Entwicklung, sondern einer noch nicht allzuweit zurückliegenden Katastrophe, nämlich des Zusammenbruches der Donaumonarchie im ersten Weltkrieg.

Die Erinnerung daran ist verhältnismäßig frisch. Noch lebt eine alte Generation, welche die ganze Weite jenes Habsburgerreiches im Bewußtsein trägt, eines von vielen Völkern bewohnten Staatengebildes, das vom Bodensee bis in die Ebenen Polens sich erstreckte und von den Waldgebirgen Nordböhmens bis zu den Karstfelsen Istriens. Die Donau durchfloß damals Gebiete der verschiedensten Sprachen und Kulturen, die jedoch alle unter dem gleichen Kaiserhause standen. Und nicht nur die Alpen erhoben sich im einstigen Österreich, sondern auch die Kämme der Karpathen; der Böhmerwald, das Erzgebirge wie das Riesengebirge umschirmten gleich einem Bollwerk eines der ehrwürdigsten Kronländer, und die silvanischen Alpen schützten im äußersten Südosten das von Deutschen besiedelte Siebenbürgen.

In seiner Weite und Vielfalt, in seiner geographischen Unterteilung und seinen oft großen Unterschieden der Kultur besaß dieses Staatengebilde, verglichen mit den straffer durchorganisierten und innerlich einheitlicheren Völkern Westeuropas einen anderen Grad von Realität. Seine Völker bedurften der Großzügigkeit eines Karls VI. und seines erlauchten Ratgebers, des Prinzen Eugen, oder der sachten Hand einer Maria Theresia. Dort aber, wo ein straffer Zentralismus durchgreifen wollte, wie unter Joseph II. oder auch im System Metternichs und seiner Nachfolger im 19. Jahrhundert, rebellierten einzelne Teile, und das Völkergemisch drohte sich aufzulösen. Doch bestand trotz allen Krisen ein hohes Maß von Zusammenhalt, der jedoch weit weniger aus einer äußeren Gleichheit als aus einer inneren geistigen Gemeinsamkeit erwuchs. Das alte Österreich besaß seine geschichtliche Aufgabe, die es im Widerstand gegen die Türken, in deren Vertreibung von den Wällen Wiens und aus Ungarn erfüllte; jedoch auch in der so strahlenden Gloriole der österreichischen Barockkunst, dem bewußten Gegenpol zur gleichzeitigen Hofkunst des Sonnenkönigs in Versailles, kam die österreichische Mission zum Ausdruck. Eine weniger spektakuläre, doch nicht minder wichtige Aufgabe erfüllte die Donaumonarchie bis zuletzt im kulturellen Ausgleich zwischen dem höheren Stand des Westens und den primitiveren Völkern des europäischen Südostens. Diese Vermittlung begann schon im 17. und 18. Jahrhundert, da das habsburgische Reich durch seine Nebenlinie in Spanien und später durch ausgedehnte Besitzungen in Italien Anteil hatte an der lateinischen Kultur des Mittelmeers und diese nun in besonderer Weise an die geistlichen und weltlichen Zentren in

Salzburg, Prag, Wien und Krakau weitergab. Als im späteren 19. Jahrhundert die Lombardei und Venezien schon verloren waren und Preußen den Einfluß Österreichs aus Deutschland verdrängt hatte, wandte die Donaumonarchie ihre zivilisatorischen Kräfte um so intensiver dem slawischen Südosten zu, wovon das Gesicht so mancher Stadt in der heutigen Tschechoslowakei, in Jugoslawien, ja selbst in Teilen Polens und Rumäniens, seine Spuren trägt.

Doch dieses ganze Gebilde besaß wie gesagt eine andere Art von Realität als die alten Staaten in Westeuropa und die neuen, die sich in Mitteleuropa während des 19. Jahrhunderts im Zuge der nationalen Einigung formten. Es war ein Reich, das irgendwie nicht ganz zu dieser Welt gehörte, das getragen wurde mehr durch eine Idee als durch die faktische Wirklichkeit. Der Zusammenhalt beruhte nicht zuletzt in der Person des Monarchen, wofür die im Laufe einer fast endlos währenden Regierung schon beinahe legendär gewordene Person des Kaisers Franz Joseph zeugt. Gerade in dieser Gestalt ist noch einmal der nicht ganz wirkliche, vielmehr schon ins Legendäre hinüberspielende Charakter der österreichischen Monarchie anschaulich geworden. Aber auch manche früheren Herrscher erscheinen, mehr als dies in anderen Ländern der Fall ist, in der Gestalt des Legendären, in der die bereits überirdische Würde der apostolischen Majestät sich mit naher Menschlichkeit vereint. Getragen wurde diese Monarchie durch einen Hof und einen weitverzweigten Adel, dessen weltbürgerliche Noblesse aus enger Verwurzelung mit dem heimatischen Boden erwuchs. Dazu kam eine Beamtenschaft, die im 19. Jahrhundert trotz allen auch hier vorhandenen menschlichen Mängeln als die beste der Welt galt. Von ganz besonderer Bedeutung wurde jedoch für das alte Österreich die Armee. In ihren Kämpfen fand die Monarchie den ruhmvollen Untergang. Das Heer vermochte das bunte, bereits auseinanderstrebende Völkergemisch in Tapferkeit und Anstand zusammenzufassen, und zwar geschah dies in einem Zustand, der gegenüber dem friedlichen Alltag durchaus den Charakter des Außerordentlichen und damit ebenfalls des irgendwie Unwirklichen erreichte. Dies hat kein Geringerer als der mit der Kultur des alten Österreich so tief verbundene Hugo von Hofmannsthal in seinen 1914 bis 1918 geschriebenen Aufsätzen dargestellt. Doch auch in der bisweilen fast zu brillanten Erzählerkunst von Lernet-Holenia kommt dem ins Unwirkliche hinüberspielenden Wesen der altösterreichischen Armee eine führende Rolle zu. Ebenfalls von dieser Armee berührt, wenn auch in ganz anderer, nämlich passiver Weise, ist Joseph Roths Roman vom sterbenden Österreich: «Radetzky marsch.»

*

Die Gegenwart scheint in Österreich zurückzusinken in eine oft übermächtige Vergangenheit. Die Dimension der Geschichte herrscht mehr als in anderen Ländern, die dem Fortschritt stärker verfallen sind. Österreich ist ein altes Land, und es darf stolz darauf sein. Burgen und Schlösser bestimmen die Land-

schaft sowohl in Tirol wie in Kärnten, in Vorarlberg wie im Waldviertel und in der Wachau und nicht zuletzt in jenem südöstlichen Grenzstreifen, der von seinen festen Zufluchten den Namen «Burgenland» erhielt. Das Alte dominiert in den großen und großartigen Stiften, deren Zahl und Schönheit sich kein anderes Land rühmen kann, und es kennzeichnet das Gesicht der Städte und Dörfer. Selbst das 19. Jahrhundert hat sich, wenigstens in Wien, nicht so verheerend ausgewirkt wie anderswo. Die Neugotik ist in Österreich sehr häufig zu einer liebenswürdigen Romantik geworden, und mindestens in der offiziellen Architektur hat sich noch in der Neurenaissance und im Neubarock der franzisko-josephinischen Ära ein Niveau bewahrt, das nicht nur der Kaiserstadt, sondern auch den Provinzstädten im heutigen wie im einstigen größeren Österreich zugute gekommen ist. Doch auch was seit dem Untergang der Monarchie gebaut wurde, hielt sich überwiegend frei von jener Sucht nach dem Neuen schlechthin, wie sie der Modernismus in anderen Ländern zeitigte. Vielmehr wurde in den meisten Fällen die Tradition in einer Weise weiterentwickelt, die keinen allzu großen Bruch mit der Vergangenheit aufkommen ließ.

Freilich, wenn auch in Österreich das Neue sich mit rücksichtsloser Gewalt durchsetzen möchte, dann ist die Wirkung doppelt brüsk. Nirgends wirken «Music Box» und «Moped» schlimmer, als wenn sie die Stille alter Städte und sonst unberührter Dörfer durchbrechen. Immerhin hat sich an einzelnen Orten bereits eine Gegenbewegung gegen die zu lauten Musikautomaten durchgesetzt, und vielleicht wird auch die Zeitmode des heutigen «Espresso» durch das Kaffeehaus überdauert werden, das in seiner schon östlichen Beschaulichkeit für Österreich so charakteristisch ist. Wie denn überhaupt in der Versöhnung zwischen Alt und Neu die eigene Aufgabe Österreichs liegt.

Die Macht der Vergangenheit trägt sehr wesentlich bei zu jener spezifisch österreichischen Erscheinung einer sublimierten Gegenwart. Denn es gibt über dem «Hier und Jetzt» immer noch ein anderes, das still und dennoch mit Nachdruck mit das Wort führt. Ein geheimer Unterton erklingt gerade dort, wo Land und Menschen ihr Wesen am tiefsten offenbaren. Man könnte auch von einem eigentümlichen Transzendieren sprechen, das nicht nur in den unmittelbar auf das Jenseits gerichteten Zeichen der für Österreich so schicksalsvollen katholischen Kirche, sondern auch in vielen anderen Symbolen gerade des alten Kaiserstaates zum Ausdruck gekommen ist: in seinem Gottesgnadentum, seiner Armee, wie sie von den Türkenkriegen bis zu ihrem Ende im ersten Weltkrieg bestand, und in den Blütezeiten der österreichischen Kunst.

*

Von dieser österreichischen Kunst soll hier noch etwas eingehender die Rede sein. Wenn von der deutschen Kunst gesagt wurde, sie entfalte sich ganz besonders in den Spätzeiten der Stile, so gilt dies noch mehr für Österreich. Wohl gibt es eine Reihe von beachtlichen Bauten, Skulpturen und Malereien der

Romanik, und auch die Früh- und Hochgotik hat, vorweg in den Zisterzienserstiften, in Heiligenkreuz, Lilienfeld und Zwettl, ihren kraftvollen Niederschlag gefunden, begleitet von den Bauten der Minoriten in Wien, Stein und anderen Orten. Aber zu ungleich größerem Reichtum gelangt die Spätgotik. Noch ist sie, im 15. und frühen 16. Jahrhundert, in Österreich zwar nur eine Spielart des slawisch durchsetzten deutschen Südostens überhaupt. Aber in der wohligen Weite der Hallenkirchen, die jetzt die hochgestaffelte Basilika verdrängen, in den ebenso kunstvoll wie nunmehr naturhaft sich entfaltenden und verzweigenden Netzgewölben offenbart sich ein klingender Reichtum der Formen und zugleich ein Sinn für das Entspannte von besonders österreichischer Art. Vollends in dem Faltengewoge der Schnitzaltäre rauscht jene geheime Musikalität auf, die später in der österreichischen Tonkunst ihren unmittelbaren Ausdruck findet. Im Bereich der alten habsburgischen Erblände, und hier ganz besonders im einstigen Kronland Böhmen gilt schon in der Gotik die Anmut der Dekoration mehr als die funktionsbewußte Strenge des Aufbaues. Indessen ist es nicht nur die lebenswürdige Grazie einer höfisch-ritterlichen Gotik, sondern mit der Auflösung des Stils im 16. Jahrhundert kommt als Ausdruck des neuen bürgerlichen Individualismus oft auch eine dämonisch wilde Leidenschaft zum Durchbruch: so in den Bildern des Jörg und Niklaus Breu, Wolf Huber und Albrecht Altorfer.

Im 17. Jahrhundert verwandelt sich Österreich zu einem anderen Italien, in welchem Salzburg die Stellung eines zweiten Rom erstrebt. Aber sowohl im Salzburger Dom, in den ihn umgebenden Plätzen und Palästen als auch in den Arkadenhöfen der Schlösser und «Landhäuser» der übrigen Gebiete ist es mehr nur ein ideales Bild des damals vorbildlichen Südens, das in einer sonst anderen Wirklichkeit beschworen wird.

Die Evozierung einer edleren Welt, die immer ein wenig über dem banalen Alltag zu schweben scheint, charakterisiert sodann die wertvollsten Schöpfungen jenes eigentlich österreichischen Barock, der in den Kirchen und Klöstern, den Schlössern und Palästen eines Fischer von Erlach, Lukas von Hildebrandt und Jakob Prandtauer, um nur die bedeutendsten zu nennen, entsteht. Am deutlichsten vielleicht wird dies bei Lukas von Hildebrandt, dessen Sommerschloß für den Prinzen Eugen, das «Obere Belvédère», über den schräg anlaufenden Gartenflächen gleichsam dem Boden entrückt, wie eine Fata morgana, zu schweben scheint. Mit ähnlichen Mitteln, jedoch in einer völlig anderen Aufgabe, erhebt der gleiche Lukas von Hildebrandt die Wandarchitektur des großen Treppenhauses im Stift Göttweig über den schräg ansteigenden Treppenläufen zu einem im Sublimen schwebenden Festsaal. Gleiches gilt im Prinzip auch für die gerade im österreichischen Barock blühende Scheinarchitektur, in welcher eine gemalte Architektur die wirkliche Wandgliederung in einem höheren Dasein fortsetzt und damit der realen Sphäre ein ideales Spiegelbild entgegensetzt.

Lukas von Hildebrandt strebt in seinem ganzen Stil zu bildhafter Entschwerung des Bauwerks. Doch ebenfalls Fischer von Erlach, auch wenn seine Art mehr in bildhauerischer Schwere verharret, verwandelt letzten Endes die irdische Realität zu einer phantastischen Vision, und zwar ebenso in seiner Hofbibliothek wie in der majestätischen Karlskirche, die einen ganzen Kosmos von Architektur beschwört. Gerade im Schaffen Fischers hat die ihrem Wesen nach gleichfalls überreale Idee des habsburgischen Kaiserhauses ihren ebenso machtvollen wie idealen Ausdruck gefunden. Fischer und Hildebrandt haben die wichtigsten Akzente in einen Gürtel von Gartenpalästen gesetzt, der nach der Vertreibung der Türken und nach dem siegreich beendeten spanischen Erbfolgekrieg als kostbarer Schmuck die Wiener Innenstadt umspannte. Jene Lustgebäude bestimmten, wie Hans Sedlmayr es in seiner großen Fischer-von-Erlach-Monographie so treffend formuliert, «in ihrer zauberhaften Erscheinung das Bild dieser Gartenzone und machten die Annäherung an die Stadt zu einem traumhaft unwirklichen Erlebnis».

Die Verzauberung zu traumhafter Unwirklichkeit ist vielleicht am eindrucksvollsten im Innenraum gelungen: Irgendwie noch der schimmernden Pracht der byzantinischen Kirchen und der diesen folgenden türkischen Moscheen verwandt, erscheinen die in farbigem Stuck und Fresken leuchtenden Kirchenräume von Melk, Wilhering und namentlich von Altenburg, dessen Kirche und Stiftsbibliothek Hans Sedlmayr so gültig als «Räume aus Farben» bezeichnet hat. Die Entrückung zu traumhaft phantastischer Vision kennzeichnet aber auch die Außenansicht der Stifte Melk und Dürnstein, und wenn in beiden Werken die Kirchenfront aus unbetretbar wildem Felsen emporwächst, so zeigt das nur, wie in sehr österreichischer Art die Vision aus dem Wurzelgrund der Natur entsteht. — So lange der österreichische Barock noch seine volle Kraft bewahrt, bleibt das Irreale mit der äußeren Wirklichkeit verknüpft. Seine reale Basis verliert der Barock erst in der Spätzeit: in seinem seltsamen Wiederaufleuchten in den sonst bereits so nüchternen Jahren der josephinischen Aufklärung, als dieser zum Trotz Franz Anton Maulbertsch seine Visionen zu letzter, unheimlicher Ekstase steigert, begleitet von den zahllosen Altarbildern, in denen J. M. Schmidt aus Krems bisweilen schon zu einer gewissen Manier herabsinkt.

Doch jener Kosmos, der gleichsam über der realen Welt zu schweben scheint, lebt weiter in einer Musik, die zwar hierzulande schon lange vorher gepflegt worden war, nun aber erst, in Mozart und Haydn, ihren eigentlich österreichischen Charakter gewinnt. Damit wird die Weltgeltung, die Österreich während des Barocks in Werken aus Stein und Stuck erlangt hatte, mit anderen Mitteln weitergeführt. Auf solcher Höhe, die national und kosmopolitisch zugleich war, vermochte die österreichische Musik auch einen Beethoven aufzunehmen, ähnlich wie dies später mit Johannes Brahms und Richard Strauß geschah. In Schubert und wieder auf andere Art in Anton Bruckner

vereinigte sich, wie schon in Mozart und Haydn, die Innigkeit der Heimat mit wahrhaft kosmischen Weiten.

Der Drang, aus dem realen Alltag eine sublimere Welt des Überwirklichen zu entwickeln, besitzt nirgends schönere Möglichkeiten als im Theater. Seine Pflege sieht in Österreich auf die glanzvollste Tradition zurück. Im besonderen die Oper hat schon im Barock des 17. Jahrhunderts, und zwar noch während der Türkengefahr, Aufführungen von unerhörtem Ausmaße gezeitigt, so, wenn im «großen Roßballett» von 1667 in der Wiener Hofburg unter Tausenden von Mitwirkenden der Kaiser selbst auftritt, um in der Gestalt Apollos die Schlußapotheose zu bilden. Getragen durch die erlauchtesten Namen der österreichischen Musik und die erlesensten Kräfte des Gesanges hat die Oper allen Wechselfällen zum Trotz weiter geblüht, ja die zeitweise Zerstörung ihres Hauses durch den zweiten Weltkrieg hat zu einer um so beglückenderen Auf-erstehung geführt. Ähnlich steht es mit dem anderen Haus am Ring, dem Burg-theater, wo das Schauspiel eine nicht viel weniger ruhmvolle Pflege erfährt. Mit «Burg» und «Oper» wetteifert ein ganzer Kranz von kleineren Häusern, bis hinab zu den für Wien so bedeutsamen Volkstheatern.

In der Musik offenbart sich österreichisches Wesen am reinsten und schönsten. Denn hier tut sich immer wieder jene höhere Welt kund, in der das Sinnliche sich vergeistigt: bei Mozart geschieht es in einer luziden Reinheit, die alle Erdschwere überwunden hat. Ebenfalls geläutert durch den Geist fließt die Musik bei Joseph Haydn gleich einem tiefen und klaren Strom dahin. Aus letzten und oft dunkelsten Gründen heben sich die Töne Beethovens zu höchsten Höhen, ein wahres Pandämonium menschlichen Schicksals gestaltend. In Schubert mildert sich diese Welt, verbindet sich mit der Anmut des Biedermeiers und der heiteren Wehmut der Volksmusik. Landschaftsverbunden, jedoch in schwerblütiger Leidenschaft, ist in ihrer Weise auch die Tonkunst Anton Bruckners. Doch selbst der Wiener Walzer erwächst aus einem Volkston, in welchem die orgiastische Freude oft über eine geheime Schwermut hinwegjauchzt. Es ist das Singen über dem Leid, der Tanz über die Katastrophe hinweg, was vom «lieben Augustin», welcher die Pest einst verlachte, bis zum «Ochs von Lerchenau» im «Rosenkavalier» dem Wiener Walzer seine eigene Dämonie verleiht. Man möchte solche Klänge frivol nennen, und doch entspringen sie der Einsicht in ein Schicksal, das weniger gemeistert als mit Anmut getragen werden soll.

Im «Rosenkavalier» sowie in anderen Opern von Richard Strauß, zu denen Hofmannsthal den Text schrieb, sind Musik und Dichtung zu einer Einheit geworden, in welcher freilich das Wort völlig im Ton aufgeht, auch darin den Zug zur Sublimierung verwirklichend. Indessen auch dort, wo die Dichtung als solche spricht, hat sie in Österreich ihre eigene Musikalität erlangt, so in dem sehr bedeutenden Beitrag, den sie noch in jenem größeren Österreich an die deutsche Lyrik leistete, als neben der zentralen Gestalt von Hofmannsthal,

Rilke und Trakl, doch auch Franz Werfel, in ihren Versen den Duft ihrer engeren Heimat manches Mal verspüren lassen, sei es nun Prag oder Salzburg. Ebenfalls das Drama hat seinen österreichischen Ausdruck gefunden in der so fließenden und fruchtbaren Verbindung mit dem Volkston bei Nestroy und Raimund, wie in den anspruchsvollen Dramen Grillparzers, in denen sich die Vergangenheit zu dichterischer Vision veredelt. Doch über allen steht wieder Hofmannsthal. Seine Dramen haben selbst dort, wo sie Nachdichtungen sind oder die äußere Abrundung nicht erreichen, ja vielleicht dort um so fühlbarer, um jene Transzendenz gerungen, die erst hinaus führt aus dem Tag in den Traum, in ein Dasein, in dem die Wirklichkeit wie in einem Spiegel gebrochen erscheint und damit aus ihrer Erdschwere erlöst ist. —

Das Gefühl der Unzulänglichkeit des Menschen, ja bisweilen seiner Nichtigkeit überhaupt, durchweht die österreichische Prosa. Bei Adalbert Stifter geschieht dies freilich meist verborgen in einem zunächst biedermeierlich pedantisch anmutenden Bemühen um die Vollkommenheit im Kleinen. In Ferdinand von Saar droht es in hoffnungsloser Resignation zu versinken; ähnliches verspürt man manchmal auch in der vornehmen Erzählerkunst Marie von Ebner-Eschenbachs, doch aufgefangen in einem mütterlich warmen Herzen. Der österreichische Verzicht, das Schicksal gewaltsam zu meistern, ist mit schon fast orientalischem Fatalismus vermischt bei den Dichtern des einst in Wien und Prag besonders verwurzelten Judentums. Musik wird hier zur Sprache und verbinden sich mit einer in ihrer Indolenz oft betörenden Sinnlichkeit, sowohl bei Arthur Schnitzler, wie bei Franz Werfel, Stephan Zweig oder Joseph Roth, so verschieden auch die Wahl ihres Stoffes ist. — Robert Musil und noch heute Heimito von Doderer aber faszinieren gerade durch den Verzicht auf ein durchgehendes äußeres Geschehen und lassen dadurch um so mehr die Kräfte der Tiefe spüren, darin eine unter der Oberfläche liegende Wirklichkeit enthüllend.

*

Wir nähern uns zum Schluß noch einmal der Frage nach dem besonderen Schicksal Österreichs. Zunächst scheint dieses Schicksal während entscheidender Jahrhunderte mit dem dynastischen Zufall des Herrscherhauses verbunden zu sein. Wie schon der Wahlspruch lautet: «bella gerant alii, tu felix Austria nube», ist das Habsburger Reich im wesentlichen aus dem Glück der Erbfolge entstanden: das Königreich Böhmen, Ungarn, die spanischen Außenprovinzen in Oberitalien und den Niederlanden, sie und anderes mehr sind weniger mit den Waffen erobert als erheiratet worden. Und wenn auch mancher Krieg sich mit solchem Zuwachs verband, so kam doch der Länderbesitz nicht in nacktem Raub, sondern auf menschlichere Weise zustande. Doch gleichzeitig beruhte dieser sich immer weiter verzweigende Besitz letzten Endes auf dem Zufall des dynastischen Weiterbestehens, wie dies noch in Franz Joseph und den so

schicksalsvollen Unglücksfällen in seiner Familie sichtbar wird. Indessen war dieser so merkwürdige Staat nicht nur von innen, in seinem dynastischen Kern, sondern ebenfalls von außen immer wieder in besonderem Maße bedroht: durch die Türkengefahr lag Wien während Jahrhunderten am Rande eines Abgrundes. Als dann diese Gefahr durch den Prinzen Eugen endgültig gebannt war, ergab sich die Rivalität Preußens, zunächst in Friedrich II, später in Bismarck, im Gebiet des deutschen Reiches, aus welchem der unglückliche Krieg von 1866 Österreich verdrängte. Als dann dafür donauabwärts auf dem Balkan Ersatz gesucht wurde, führte dies zur Spannung mit Rußland und mit zum ersten Weltkrieg. — Noch gefährlicher wurden die mit der rücksichtslosen Kraft junger Bewegungen aufstrebenden Kräfte des Nationalismus und des Sozialismus, denen schließlich die alte patriarchalische Herrschaft des Habsburger Reiches weichen mußte. Heute wissen wir um die Fragwürdigkeit des damals siegreichen «Fortschrittes». Denn erst unsere Gegenwart weiß richtig um die guten Werte der Vermittlung und des Ausgleichs, welche die Donaumonarchie entwickelte, und trauert den nicht verwirklichten Möglichkeiten einer Donauföderation nach, die man sich ähnlich unter monarchischer Spitze vereinigt hätte denken können, wie das britische Commonwealth.

Es kam die Katastrophe von 1918, nach welcher das übrig gebliebene kleine «Deutsch-Österreich» sich weitgehend selber aufzugeben schien. Eine gewisse Besinnung brachte erst die Bedrohung durch Hitler, der als gebürtiger Österreicher in seinem «Dritten Reich» gewissermaßen das satanische Zerrbild des für Österreich so wichtigen Reichsgedankens verwirklichte. So brauchte es eine zweite, noch viel furchtbarere Katastrophe, die Österreich materiell und ideell beinahe ausgelöscht hätte, es brauchte die Vergewaltigung des Landes durch «Großdeutschland» und hernach die Besetzung Wiens durch die Russen, um Österreich zu sich selber zu führen. Mit Österreich vollzog sich das Wunder der Wiedergeburt, schon unter der Besetzung, dann in einer vom Verstand her gänzlich unerwarteten Befreiung. Gerade diese so gar nicht selbstverständliche Existenz in einem heute zweigeteilten Europa bestätigt jedoch die hier auf den verschiedensten Gebieten aufgezeigte Möglichkeit eines ins Überwirkliche erhöhten Daseins.

Im Unterschied zu dem Deutschösterreich der Zwischenkriegszeit liegt heute die Monarchie so weit zurück, daß die meisten ihrer schon ohne Ressentiment gedenken können. Ihr von Anfang der Wirklichkeit entrückter Glanz ist dadurch um so reiner geworden. Es ist dies möglich, gerade weil praktisch kein verantwortungsvoller Politiker an eine Wiederherstellung denkt, die heute der Idee dieser Monarchie nur Schaden zufügen würde. Was von der Monarchie bleiben darf und soll — und es wird durch das vergleichsweise Minimum an realer Macht des heutigen Österreich nur gestützt —, ist der Gedanke einer übernationalen Ordnung. In ihr findet vielleicht auch heute noch die auf das «Heilige Römische Reich Deutscher Nation» zurückgehende Reichsidee ihre

legitime Möglichkeit: als geistige Kraft in der Schaffung einer höheren Ordnung, die nicht nur von unten aus den materiellen Gegebenheiten der Sprache, der Wirtschaft und des Lebensstandards, sondern mehr von oben herab, aus den Bereichen des Geistes, sich bilden sollte, verwandt der Architektur eines Fischer von Erlach, welche die verschiedensten Elemente unter einer gleichsam von oben her umfassenden Vision vereint. In einem geistigen Reich, das bereits nicht mehr ganz von dieser Welt ist, liegt nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft Österreichs. In ihm möge sich jenes geheimnisvolle A. E. I. O. U. bewahrheiten:

«AUSTRIA ERIT IN ORBE ULTIMA»

Heimkehr eines Dichters

THOMAS TASNÁDY

Der Wiener Hans von Menningen hat *Rilkes* Gedichte in französischer Sprache aus dessen letzten Lebensjahren ins Deutsche übertragen. Sie waren zum Teil — in Zyklen zusammengefaßt — noch zu Lebzeiten des Dichters in Frankreich erschienen. Deutsche Stimmen, die sie als Liebhaberei, Pose, ja als Absage an Heimat und Muttersprache ablehnten, sind längst verstummt. Heute gewinnt die Erkenntnis Raum, daß diese Dichtungen in «geborgter» Sprache mit den «Duineser Elegien» und den «Sonetten an Orpheus» das große Triptychon der reifsten Schaffenszeit Rilkes bilden. Zum erstenmal könnten sie allen Rilke-Freunden zugänglich werden, denen das Original aus sprachlichen Gründen bisher verschlossen und kaum von Hörensagen bekannt war.

Nach den Jahren der Verstörung und Ruhelosigkeit um das erste Weltkriegsende entstand das Kernstück dieser Gedichte als Dank des Dichtereinsiedlers von Muzot im französischschweizerischen Wallis, das ihm noch einmal Schaffenskraft geschenkt hatte. Wesentliches ihrer Aussage stellt etwas Einmaliges in Rilkes Werk dar, eine heidnisch-freudige Hingabe an das tägliche Leben der Landschaft und ihrer Bewohner: